

**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 29 (1939)

**Heft:** 16

**Artikel:** Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]

**Autor:** Laedrach, Walter

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-641397>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

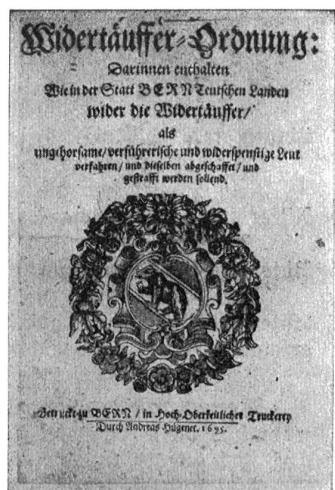


# Passion in Bern

Ein Täuferroman

v o n

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

14

„Aber in Amerika wäre doch die Lage dieser Leute vielleicht, als wenn sie nach Bern zurückkehrten!“

Der Herr Ratspensionar stand auf. „Eure Herren mögen mit ihren Untertanen tun was sie wollen“, beendete er die Unterredung, „aber niemals wird unser Staat die Hand bieten, irgend jemanden zu verleghen, sei es an seinem Gewissen oder an seinem Leibe!“

Damit war er Gesandte entlassen und kehrte in sein Hotel zurück, um über seine Unterredung an den Schultheißen Willading zu berichten.

Das Täuferschiff schwamm Holland zu. Die Weiden am Ufer blieben zurück. Schilf säumte das stille Wasser, und dahinter tauchten in der Abenddämmerung schwarz vor einem goldenen Himmel die Türme von Nimwegen auf.

„Dort müssen wir anhalten“, sagte der Hauptmann Stettler zu Herrn Ritter. „Die Mynherren werden wissen wollen, was wir zu verzollen haben. Hoffentlich geht's rasch vorbei und gibt's keine Scherereien, dann sind wir in zwei Tagen in Rotterdam und laden aus!“

Ich bin froh, heimreisen zu können!“

Er rümpfte die Nase. „Das faule Wasser mag ich nicht leiden und schon gar nicht mehr riechen; da haben wir daheim eine bessere Luft! Und gar hier im Schiff!“

Er schwieg und beobachtete die Landungsmanöver. Am Hafen winkte ein Mann mit einem gelben Fähnlein, wohin der große Kahn steuern sollte.

„Nur nicht wieder so viele Leute wie in Basel oder gar in Mannheim!“, seufzte der Kaufmann. „Nein, sie wissen nichts von unserer Ankunft; der Landungsplatz ist leer“, stellte er erleichtert fest, und schon wurde das Schiff an der Ufermauer an die großen Ringe gebunden.

Der Hauptmann stieg mit Herrn Ritter ans Land.

Ein Unteroffizier vom Zollposten nahm sie in Empfang und führte sie ins Zollhaus.

„Herr Ritter“, tönte es plötzlich hinter ihnen, „darf ich hier in Nimwegen einen Freund besuchen?“

Der Hauptmann drehte sich um und rief streng ins Schiff hinunter: „Hier wird nicht ausgestiegen, Sergeant, Ihr seid dafür, daß kein Mensch das Schiff verläßt.“

Der Käufer, Peter Hertig, wollte sich in sein Schicksal ergeben und sich dem Verbote fügen. Er stieg von der Schiffsbank hinunter, um an seinen Platz zu sitzen, dabei klirrten seine Fußketten.

„Gefangene? Galeerensklaven?“, fragte plötzlich eine empörte Stimme vom Landungssteg herunter. „Was für ein Schiff ist das hier?“

Ein holländischer Offizier erschien, der das Bernerschiff ein dringlich musterte.

„Die gefangenen Täuber von Bern?“ fragte er, näher tre tend.

Der Sergeant gab Auskunft: „Iawohl, die Täuber von Bern“, gab er zu.

„Dann laßt den Mann, der aussteigen wollte, sofort hinaus. Wohin will er?“

„Zum Vorsteher der Täufergemeinde“, sagte Peter Hertig, „der ist ein Freund meines Lehrers; er wird uns die Briefe besorgen, die wir heimschicken wollen.“

„Vorwärts“, befahl der holländische Hauptmann, „laßt den Mann gehen, in Holland gibt es keine Sklaven!“

Unterdessen war der Strand lebendig geworden; voll Mitleid schauten die Leute aus der Nachbarschaft auf die härtigen Gesichter hinunter.

„Vorwärts“, rief der Offizier, „oder soll ich das ganze Schiff leeren lassen?“

Die Menge jauchzte beifällig auf.

Der Sergeant überlegte rasch. „Zwei Mann mit ihm; Ihr haftet, daß er wieder zurück kommt“, befahl er.

Die letzten Worte verhallten im Lärm; er glaubte sie wohl selber nicht!

Peter Hertig stieg schwankend aus. Ein Wald von Armen griff nach ihm, ihn zu stützen.

„Zu Laurens!“ riefen viele Stimmen, „zu Laurens, dem Vorsteher der Mennoniten.“

Das Haus ist bald gefunden, ein hohes Kaufhaus am Hauptplatz, im Hinterhaus zwischen Vorratsräumen ein Versammlungsraum der Taufgesinnten. Der Saal ist voller Leute, bevor Peter dem Lehrer sagen kann, was er will.

Der alte Mann kommt und umfaßt den härtigen Emmentaler und küßt ihn auf beide Wangen.

„Wir haben gehört, daß ihr kommt, unser Land gibt euch frei! Wo sind die andern?“

„Im Schiff.“

„Wir holen auch sie!“

„Und ich hole den Kettenschmied in der Hintergasse!“

„Ist nicht nötig, ich bin schon da!“

Ein bärenstarker Schmied im Lederschurz mit Hammer und Zange schnitt Peter die Ketten entzwey; ein Geselle hob sie auf und zeigte sie samt der schweren Eisenkugel, die daran hing, und ein ungeheuerer Jubel füllte das ganze Haus.

Schlich schaute seinen Begleiter an, da waren sie zwei überflüssig! Da war jeder Widerstand nutzlos.

Ein neuer Jubel brach aus, denn schon erschienen unter der Türe die andern, schon entsefelt und befreit!

Ein Danklied stieg zum Himmel empor, ein langer Tisch wurde zurecht gerückt.

Da saßen sie, die jahrelang gehungert hatten, vor weißen Linnen und Fisch und Wein.

Jetzt stahlen sich die beiden Soldaten zum Schiff zurück.

Kein Täufer war mehr da, und am Ufer standen Herr Ritter und der Hauptmann Stettler und schauten sich entsezt an.

„Sind wir dafür nach Nimmwegen gereist?“, fragte Herr Ritter mit stockender Stimme.

„Im Marzili zu Bern hätten wir sie mit geringerer Mühe laufen lassen können!“, gab der Hauptmann zu. Dann bestellte er eine Wache für das Schiff und suchte eine Herberge.

Dort lag er lange schlaflos auf dem breiten Bett.

Wozu war dies alles? Warum die weite, mühselige Reise, wenn hier die Gefangenen doch frei wurden? Gab es am Ende auch noch andere Ansichten als die des Schultheißen Willading?

Jetzt kam die lange Heimfahrt, und wie würde der Empfang in Bern sein? Wenn man nur schon zu Hause wäre!

Da wußte man doch wieder, woran man war. Da hatte man seinen Dienst, inspizierte die Wachen, schrieb einen neuen Wachtbefehl, trank im Wurtembergerkeller einen Schoppen und stand vor dem Heimgehen noch eine Zeitlang beim Zeitglockenturm im Gespräch mit einem Ratsherren, der Zeit hatte, hier dem Ausrufer aufzupassen; alle hatten Zeit, wenn er die Ankunft einer Weinsuhr aus dem Elsaß oder aus dem Welschland anzeigen!

Wie war man dort geborgen mitten in der festen Stadt! Hohe Mauern und Türme ringsum ließen nichts Ungutes herein, und viele Stunden im Umkreis sahen die stillen Untertanen, die jahraus und jahrein ruhig blieben und den guten Herren von Bern das Leben und das Regieren nicht allzu schwer machten, Zins und Steuer rechtzeitig bezahlten, sich nicht einsiezen mit dem täufersischen Gesindet und glücklich waren, wenn ein Landvogt sie väterlich grüßte. Und hier? Da war man mitten drin in der Unsicherheit.

Was konnte man da erwarten, wo die gefeiert wurden, die man daheim in Bern türmte, wo man sich lustig mache über die hohe Obrigkeit von Bern!

Wenn er nur schon wieder daheim wäre! Nie mehr wollte er sich beschlagen über den langweiligen Dienst!

Nein, ein Glück war es schon, die gute Luft in den breiten und sonnigen Gassen Berns einatmen zu dürfen, wo jedes Fenster Ehrbarkeit und jede Haustür Sicherheit und jedes Dach Geborgensein und jeder Pflasterstein Heimat bedeutete.

Bor solchen Aufträgen, die weit von der Stadt wegführten, wollte er sich in Zukunft hüten. Nie mehr wollte er zur guten Stadt hinaus, die Tore waren doch von innen am schönsten!

Wenn es sein mußte, ja, so konnte man vielleicht einmal noch bis hinaus nach Köniz; aber auf die andere Seite, gegen Zollikofen und Hindelbank oder gar die Alare hinunter! Niemehr, ihm grauste davor!

Der Schultheiß Willading saß daheim in seinem Kabinett und las eine Anfrage des hohen Standes Zürich, ob man den Toggenburgern erlauben wolle, die äbtischen Schlösser und Klöster zu besetzen.

Er stand auf und schritt im geräumigen Zimmer auf und ab.

War es Zeit zu dieser Erlaubnis? Ein paar Toggenburgerbauern im Ibergerturm am Ricken würden den Abt noch kaum zum Losschlagen reizen; aber wenn sie auch noch in die Klöster einzogen und die Mönche ausquartierten oder deren Wein?

Im Kloster von Alt St. Johann wurde des Abtes Weltlinier gepflegt, weil er dort besonders gut ausreiste; und wenn man die Nonnen von Magdenau an die frische Luft setzte? Das würde wohl genügen, daß es krachte!

Aber soweit durste man es noch nicht kommen lassen. Bwar hatte der Gefandte im Haag jetzt glücklich ein Bündnis mit den

Holländern zustande gebracht; aber vorsichtiger war es doch, noch ein wenig zuzuwarten, bis man sicher wußte, daß der Kaiser in Wien und der alte König in Paris endgültig kriegsmüde waren und nicht des starrköpfigen und anmaßenden Abtes wegen in St. Gallen eingriffen.

Bevor er die zürcherische Anfrage im Rate zur Sprache brachte, wollte er noch beim Schwiegersohn in Marwangen Bericht einholen; der wußte immer am besten, wie es draußen stand, und seine Informationen waren ausgezeichnet.

Jedenfalls durfte man ein Schriftlein vorwärts geben. Möchten doch die toggenburgischen Untertanen des Abtes Schlösser besetzen! Das würde die Gereiztheit auf beiden Seiten schüren; die Klöster aber sollten sie noch in Ruhe lassen, dann blieb noch Zeit, sich weiterhin umzusehen!

Ewig konnte der spanische Krieg nicht mehr dauern. Es würde also endlich heißen, zuzugreifen, bevor wieder Friede eingezogen war. Über noch war man hier nicht ganz bereit. Noch waren der Herr Mitschultheiß von Graffenried und seine schaßköpfige Friedenspartei einem Eingreifen sehr abgeneigt; da galt es noch große Arbeit, sie umzustimmen!

Und wenn der Krieg doch heute ausbräche!

Der große Mann schüttelte unwillig den roten Kopf. Ja, heute hatte er noch viele Gegner, er wußte es. Die 513 Kandidaten, die zu Ostern nicht in den Großen Rat gewählt und durchgesunken waren, würden ihm alle Schwierigkeiten machen, die sie nur konnten.

Und dann die erbosten Raucher und Schnupfer!

Da der Krieg gewiß, nur der Zeitpunkt des Ausbruches noch ungewiß war, galt es schon lange, für das nötige Geld zu sorgen, und keine Maßnahme hatte die Berner so geärgert wie die jährliche Tabaksteuer von 15 Sols, die er im Großen Rat vorgeschlagen und endlich durchgebracht hatte.

Wer aber kein Raucher war, wie die alten und würdigen Ratsherren, sich über die kleine Steuer nicht zu ärgern brauchte, der tat es doch, nur weil er es gewagt hatte, einige hunderttausend Bernertaler in Holland an guten Zins zu legen und obendrauf noch anderthalb Millionen Bernerfranken den Engländern zu gutem Zins zu leihen.

Das sei eine Unvorsichtigkeit, hatte Herr Alexander von Wattenwyl zu behaupten gewagt.

Der Dummkopf, wenn man den hohen Zins so nötig hatte, um den Soldaten in den neuen Uniformen neue Feldstücke anzuschaffen!

Er setzte sich endlich wieder in seinen Stuhl und schaute nachdenklich auf die Landkarte, die er kürzlich von Zürich gebracht hatte.

Würde er es noch erleben, daß dieser häßliche Keil verschwand, der sich breit der Reuß nach zwischen den Ländereien Berns und Zürichs hineinschob?

Würden es seine Großkinder erleben, oder gar schon sein Tochtermann, der General von Erlach, der doch hoffentlich einst sein Nachfolger würde, daß sie nicht mehr an jeder Tagssatzung vor den kleinen Ländern zurückstehen müßten? Daß sie nicht mehr zusehen müßten, wie die Reformierten in den gemeinsamen Vogteien rechtlos waren!

Da wurde es lebendig im Hausflur. Frohe Kinderstimmen, das Lachen Friedrich Alberts; hörte man nicht gar den General selber?

Wenn man an den Wolf dachte, so war er schon da.

Was mochten sie wohl im Sinne haben? Er lächelte nachsichtig, das konnte man an den Fingern abzählen: Besuch bei der Schneiderin, und der General wußte neue Nachrichten und brachte sie gleich selber mit.

Der Schultheiß trat hinaus ins Wohnzimmer und fuhr dem Großsohne liebkosend durchs Haar.

„Großpapa, ich habe etwas für Euch“, sagte der, an ihm hinaufspringend. „Selber gesungen“, fuhr er fort und knüpfte ein Liederbuch auf, dessen steife Leinwand seinen Fingern gehörigen Widerstand bot.

Als der Schultheiß auch die Tochter und den Schwieger-  
sohn begrüßt hatte, war das Tuch losgeknotet, und Friedrich  
Albert brachte glückstrahlend eine fast ellenlange Forelle.

„Du Glückssucher“, sagte der Großvater, „da hast etwas  
für deine Kassette“, und er holte ihm aus seinem Kabinett einen  
funkelnden Dukaten mit dem aufwärtschreitenden Berner  
Bären.

„Der Kleine war nicht daheim zu behalten“, begann der  
General, der mit dem Schultheissen allein ins Kabinett eintrat,  
„er wollte Euch das Geschenk selber bringen, und ich konnte  
ihm das Mitkommen nicht abschlagen, um so weniger, als ich  
schlimme Nachrichten bringe. Eure Fische sind entwischt, die Ihr  
in der Aare ausgesetzt habt.“

„Wie?“, fragte der Schultheiß, „was für Fische?“

Jetzt aber sah man, wie er plötzlich verstand. Er sprang auf:

„Die Wiedertäufer, die wir das Wasser hinab schickten, das  
wüste Ungeziefer aus den Emmentalerbergen?“

„Die Holländer ließen sie frei!“

Der Schultheiß schlug mit der Faust auf den Tisch, daß  
seiner Staub aus den Fugen der kassettierte Decke herabrieselte.

„Die verdammten Mynherren, kaum merken sie, daß wir  
reformierten Berner sie brauchen können, inmitten der feind-  
lichen Katholiken, so werden sie frech! Die sollen uns aber noch  
lernen! Wenn sie am schlimmsten drin sind, so künden  
wir ihnen das Geld oder heben ihnen ein paar französische  
Regimenter in ihre Froschgräben hinein!“

Der General lachte bei diesem Wutausbruch, und dieses  
Lachen brachte den zornigen Schultheissen wieder zu sich.

„Nun ja“, lenkte er ein, „nichts merken lassen, zuerst alles  
genau anhören und untersuchen, ob nicht doch etwas zu retten  
sei!“

Zuerst: Von wem hast du den Bericht?“

„Vom Hauptmann Stettler selber, der das Schiff beglei-  
tete. Er kam gestern bei Aarwangen über die Aare und wird  
sich wohl heute bei der Stadtwaage zurückmelden.“

In Nimmwegen haben die holländischen Täufer das Schiff  
geräumt, da war nichts mehr zu machen. Der Bericht des Herrn  
St. Saphorin wird wohl auch bald da sein!

Aber das Schönste: Die Täufer kommen wieder den Rhein  
herauf, wie Lachse, die laichen wollen; sie sind wohl schon bald  
wieder im Emmental am Brutgeschäft!

Ein ganz Schlimmer soll auch wieder dabei sein: Der, den  
ich vor Jahren als Schelm in meiner französischen Kompanie  
hatte, der im Wilhof fortgejagt wurde; jetzt ist er bei diesen  
Lebköpfen!“

„Das Brutgeschäft werde ich sie nicht ungestört vornehmen  
lassen“, lachte der Schultheiß bitter, „nächstens geht hier der  
Krieg los, und vorher muß das Land sauber sein; wir werden  
die Landvögte anweisen, gehörig zuzugreifen, daß die Pest end-  
lich ganz verschwindet.“

Einige Zeit später kam auch der Bericht des Herrn St. Sa-  
phorin. Da stand noch mehr darin, nämlich wie groß die Ent-  
rüstung der Holländer über die Verschickung der Täufer sei, wie  
große Summen für sie gesammelt würden, um sie aufzunehmen  
und ihnen Land zuzuweisen; wie man vernahme, daß sogar der  
König von Preußen daran denke, Täufer aufzunehmen, die ihm  
seine Moore entwässern sollten, nur sollte den Leuten gestattet  
werden, ihr Vermögen mitzunehmen.

Der Schultheiß las den Bericht. Zuerst schwoll ihm die  
Wude auf der Stirn; aber dann fing er an zu lächeln. War  
da nicht gleich ein Ausweg angezeigt?

Der Herr Alexander von Wattenwyl und der Herr Mit-  
schultheiß von Graffenried, die in der Stadt herumsprachen,  
wie mihraten die Amerikafahrt sei, wie der schlauen Räte die  
Mäuse entwischt seien, die sollten noch staunen müssen, und  
das Bernerland sollte doch noch von seinen Sektierern befreit  
werden!

Eine Heimkehr, die allen schwer macht, und  
neue Pläne des Schultheißen.

Auf der Schaufelbüchlegg reisten die Kirschen und rauschten  
die dunklen Tannen, und im hohen Heugras sirtten die Sensen.

Weisse Wolken zogen am dunkelblauen Himmel, als Breneli  
hinter dem Gartenzaun am Grabe der Mutter stand und einen  
Feldblumenkranz an das hölzerne Kreuz hängte.

Vor einem Jahr war die Mutter noch dagewesen, gesund  
und gottergeben, und hatte in der strengen Ernte mitgeholfen;  
und dann hatte die dunkle Hand aus der bösen Stadt nach ihr  
herausgegriffen und hatte sie gefickt. Wozu?

Und wo war Peter, der Geliebte? Lebte er noch?

Breneli wischte die Tränen ab; galten sie der Mutter oder  
galten sie ihm?

Den Rhein hinab war er geführt worden; die gleiche un-  
heimliche Macht, die der Mutter Leben ausgelöscht, hatte seine  
Spur verweht. Nichts wußte man von ihm.

War er bei den Todkranken gewesen, die man in der fer-  
nen Stadt am Rheine ausgeschifft? War er bei den wenigen,  
die im unendlich weiten Holland die Freiheit erhalten hatten?

Wer wußte es?

Heute war ein Tag, wie es ihn selten gab. Die Linde blühte  
und duftete, und ihr Duft war so stark, daß man ihn nicht nur  
mit der Nase riechen, sondern fast mit den Händen greifen konn-  
te, und die ungezählten Bienen und Käfer in der rauschenden  
Krone summten, daß man nicht wußte, wo ihr Jubel aufhörte,  
und wo himmlische Stimmen aus dem dunkelblauen Himmel im  
Jubilieren weiterfuhrten, und die Blumen im Garten standen  
aufrecht und hoben die Köpfchen, wie wenn sie auf jemand  
warteten.

„Breneli“, rief der Vater, „Breneli, komm! Wir wollen  
zum Tisch, trag auf; dann tun wir das Heu ein.“

Breneli fehrte rasch um und schöpfe die Suppe, der Vater  
betete, und alle begannen zu essen. Da sprang der Hund auf  
und bellte freudig, und gleich darauf stand ein Mann unter  
der Küchentür. „Darf ich wiederkommen?“, fragte er leise und  
tief schnaufend. Da vergaß Breneli, was Brauch und Herkom-  
men war, sprang mit einem Freudenschrei auf und küßte den  
Heimgekehrten auf den bärtingen Mund.

Mit der Freude kehrte aber neue Angst in den Kleegarte

Wenn Peter gesehen wurde, so drohte von neuem die ho-  
he Buße, die für die Beherbergung eines Täufers erhoben wurde.  
Die zweihundert Pfund, zu denen Glückiger verurteilt worden  
war, hatte er bezahlt, indem er eine neue Schuld aufs Haus  
genommen hatte und zu allen Steuern und Zinsen auch noch  
diese verzinsten.

Ein zweitesmal durfte er dieses nicht mehr tun, das Geld  
brachte er hier nicht mehr auf, wer würde es ihm leihen wollen,  
und überdies wartete seiner dann statt der Buße noch das Ge-  
fängnis.

Aber den alten Freund wegzumessen brachte er auch nicht  
übers Herz, und zu deutlich sah man, wie lieb er seiner Toch-  
ter war! Was sollte er tun?

Sein gutes Herz fand die Entscheidung leichter als wenn  
er sich bei unsicherem Wetter entschließen müßte, ob man Heu-  
gras mähen solle.

„Komm in die Stube, Peter“, sagte er, „du wirst einen  
weiten Weg hinter dir haben, und zeigen darfst dich nicht,  
sonst fängt das Unglück von vorne an!“

Halte dich still den Tag über, bleib im alten Versteck; am  
Abend reden wir darüber, was wir mit dir tun können.“

„Aber wo habt ihr denn die Mutter?“ fragte Peter endlich.

Da wies der Vater mit zuckendem Mund zum Kreuz hinter  
dem Garten, und damit wurde auch dem Heimgekehrten plötz-  
lich klar, in welch gefährliches Gebiet er sich begeben hatte.

„Ich weiß, daß ich nicht hätte kommen sollen, ich bringe  
euch alle in Gefahr; aber“, fuhr er stockend fort, „ich hielt es  
nicht mehr aus. Breneli . . .“

Breneli drückte ihm die magere Hand.

„Breneli wollte ich noch einmal sehen, dann will ich gehen und niemanden ins Unglück bringen.“

„Nein, du gehst nicht mehr“, sagte sie sehr entschieden. „Jetzt, wo du endlich wieder da bist, lasst mich dich nicht mehr allein, und wenn du gehen mußt, so gebe ich mit.“

Der Vater atmete schwer.

„Ich darf nicht“, sagte Peter. „Es ist nicht leicht, das Leben auf der Flucht. Ein Mann steht es eine Zeitlang aus; aber die Frauen! Ich habe genug Tote gesehen auf unserem Schiff, die Luzia Wyman war auch dabei, und die Gefängnislust ist kalt und tödlich. Die Mutter hat es auch nicht ausgestanden!“ Fortsetzung folgt.

## Em Fribli si Naselumpe

Vom Hans vo Bärn

Es isch gwüß gar tuusigs e schöne g'sarbige Lumpe gsi, em Fribli si Naselumpe. Dä hättet dir scho fälder fölle gseh. Luter glaregi Helgeli si druf drukt gsi: Chlini Buebe mit Schlitte, Meitschi mit Meili i de Haar hei Ringel-Reihe gmacht u i dr Mitti e Senn, dä isch us e mene Gütsch obe gstande, het heid' Häng as Muul gha u g'jodlet. U z'ringum e Chrantz vo allne Kantonswappe u i de Egge die finnryche Symbol: d'Helvetia-Schwyzerchrüz u i de zwe and're s'Bundeshuus — Bäregrabe, wo grad all uf em Rügge gläge si u sich's fei hei la wohl si.

Dr Fribli het sei e Meinig gha mit sym schöne Lumpe, bsunders wil-er de no so wyt här cho isch, vo wyt, wyt, wo-n-er no gar nie gsi isch. Em Fribli si Großmuetter het nämlich einisch e Alouf gnob, isch düre läng Grabe us, einisch ga Bärn, u het du däm chlyne Pfüderi dä lustig Lumpe heibracht, sie het doch oppis welle chrame.

U de het si=n=ihm brichtet, daß das e längi Reis sig gsi. Berscht lang z'Fueß dür dä wältabgläning Grabe us, nachhär e Birk mit em Postonto u de erst no mit der Bahn, eh das sig unerhannt wyt.

U dr Fribli het glost und g'chüschtet was s'Großmüetti brichtet het, es het ne tüecht, die Reis sig ja gange bis as Aend vo dr Wält, so wyt sig das, u drum isch ihm dä Lumpe gar bsunders wärtvoll vor cho. So oppis hät me bym Chrämer-Reis am Bach emel nüt chönne ha u drumm het er fasch nüt chönne warte bis är dr ander Tag i d'Schul het chönne mit sym Lumpe.

Scho by Zyte isch er am andere Morge am Schulhuus zue zottlet. Fei e Meinig het er gha, wo-n-er den andere allne dä schön Lumpe het chönne zeige, u brichte dä chöm drumm vo wyt, wyt här, dä chöm vo Bärn und nüt ume vom Chrämer-Reis am Bach.

Chramphäft het er ne müesse i de Finger ha, daß si=n=ihm ne nüt us de Fingere grisse hei, e jedes het welle mit de Fingere luege, wie mes vo de Ungerchüeler ja nüt anders cha erwarte, wo's ja die Erwachsene o fasch alli e so mache.

Bo dene Grabe-Chnühzine het halt no keine e söttige Lumpe gseh gha, das isch e Fragerei u es Bestuune gsi, es het ke Gattig gha. U em Behändler-Roths-Röbi, wo gäng dr hingerscht i dr Kläf isch gsi, het g'waffelet: „Hm, das isch doch nüt, ume vo Bärn, mi Aletti het gseit, Amerifa sig am Wytschte“. Aber do si=n=ihm die angere schön übers Muul g'fahre, er soll ume schwyre, si Großmuetter sig emel nüt z'Amerika gsi und heig ihm e söttige Lumpe bracht, aber em Fribli syri sig z'Bärn gsi u das sig ou unerhant wyt. Da het dr Röbi nüt meh gseit u het sich drückt.

So isch das G'sfrag u Bricht na däm Lumpe dr ganz Tag gange. G'wünd isch sich dr Fribli e chli vorcho wie ne chlyne Fürst, all's het sich ume um ihn ume dräht, sogar der Schuelmeister het gseit, das sig gar bsunders e schöne Lumpe.

Dr Fribli isch sich vorcho wie im Himmel, är, emene arme Geizpüürlsi si Bueb isch us ei Chlapf Mittelpunkt vo dr ganz Schulstube gsi. Sogar am Chäser sys Läseli, wo doch gäng e so buebeschüch isch gsi, het sich zu=n=ihm zueche glah u g'fragt, ob es ihm ne de schön dörfi zämelegge.

So isch's keis Wunder we dr Fribli am andere Morge fasch nüt het möge g'warte, bis er wieder i d'Schuel chönne het. Er het dänkt, die warti scho alli ungedultig us si Lumpe. Aber wo-n-er i d'Schuelstube inne trappet, siegesbewußt mit sym

Lumpe i dr Hand, gseht är, daß alli scho um Rächemachers-Otti ume stande und yferig referiere. Tifig het er si Habersack us e Schuelbank abgleit u sich o zueche gmacht. Da gseht er, daß dr Otti oppis i de Finger dräht wo lustig glizeret het. Es si Glasmärmel gsi mit allergatig Farbe drinne u we-me-se gäges Licht gha het u dräht, so het es es lustigs Farbenspiel gäh. Die Ching hei fasch Muul u Nase usg'sperrt u sy nüt zum Stuune us cho.

Da zieht dr Fribli si Lumpe us em Sack u schwänkt-ne de and're um d'Nase. „Queget da, i ha mi Lumpe vo Bärn o wieder by mer.“ Aber es het keis e Wanlt ta, nüt eis hätt näben ume gluegt, si hei ume no Sinn u Duge gha für die Glasmarmle.

„Lieseli, wosch du mir dr Lumpe wieder so schön zämelege wie geschter“, seit er zu=n=ihm, aber es het sich undräht: „gäb i o wett“, isch zum Otti u het g'chäret: „Gäll, Otti, i darf se de ou einisch dröhle?“

Nachhär hei si alli drmit gmarrelet, u wo d'Reihe a Fribli cho isch, het er se ume so glychglüttig la dür d'Finger dröhle u het gmeint: „Das isch doch nüt anders, das isch ja ume Glas.“

„Aber was für Glas“, het dr Otti usbegährt, da hasch du emel mit dym Naselumpe nüt lande, mit däm hasch nüt spiele, ätsch!“

Em Fribli si Ungerchiefer het afah schlottere, s'Dugewasser isch ihm cho. Niemer het sich desse g'achtet, denn i däm Momänt het dr Roth-Röbi dr Marmel la falle u dr Rächemacher Otti het ihm e zünftige Chlapf gäh. „Sie isch ja gar nüt verheit“, het dr Röbi grännet, aber die and're hei alli am Otti g'hulse: „Aber sie hätt chönne verhei, du besch se nüt la z'gheie.“

So het dr Röbi im Gang usse dr Fribli g'funde, wo trostlos im=e=ne Egge g'schnüht het. Dr Fribli het's eisach nüt chönne begriffen, daß sich geschter alles um ihn ume dräht het, u hül scho alles isch vergässe gsi. Es het ne tüecht, es heig e kei Gattig, daß me sym schöne Lumpe gar kei Beachtig meh schänti. U das ume, wyl dr Otti hüt mit dene Marmeli drhär cho isch. Es het ihm weh ta, är hätt dr ander am liebsthe verschlage, aber es hätt ja nüt abtreit.

Lut usbüüle hätt er möge, aber er het sich chönne beherrsche, er het die and're di Fröid nüt welle mache.

Dr Röbi nimmt dr Ermel vom G'sicht u schlückt: „Nächti Wuche ha=n=i Geburtstag u de überhümen=i vom Götti es Sachmässer, eis mit enere Sagi dranne, aber de cha de dr Dettu lang cho mit syne Marmle, das isch no lang keis Mässer, de cha de dr Dettu alleini marmle.“ — U dr Röbi het mit syr Profezeiig rächt gha. —

Aber dr Fribli het's no lang nüt rächt chönne verstah, daß d'Bewunderung meistens ume e ganz chline Momänt duraret, ob es sich jih ume-ne Lumpe, Glasmarmle oder es Sachmässer handli.

Ja er isch groß worde, isch i d'Wält usse cho u het eis Tags müesse erläbe, daß das, was er i dr Ungerschuel het müesse erläbe u nüt het chönne begriffen, im Läben usse mit an'dere Ereignis u mit rasendem Tempo sich abwicklet, u sich nie mer drüber ushalteret.

Es isch denn gsi, wo dr Fribli en alte Maa isch gsi und ygseh het, daß s'Läbe hüt nüt me anders isch, als e Raserei am lousende Band.